



LaVyrle
Spencer

Was der
Himmel verspricht

Weltbild

Für Eddie Olczak, liebender Ehemann und Vater zweier Kinder, bricht eine Welt zusammen, als seine Frau bei einem tragischen Verkehrsunfall ums Leben kommt. In den folgenden Wochen der Trauer steht ihm die warmherzige Benediktinerschwester Regina tröstend zur Seite. Bei ihr fühlt er sich in seiner Trauer verstanden. Die Beziehung zwischen der jungen Nonne und der Familie vertieft sich, und Regina fühlt sich immer mehr zu Eddie hingezogen. Doch die strikten Regeln ihres Ordens verbieten solche Gefühle.

»Wieder gelingt es LaVyrle Spencer aufs Vortrefflichste, mit Wärme und Intelligenz Charaktere zu entwickeln, die das Herz des Lesers erobern.« Kirkus Reviews

LaVyrle Spencer

Was der Himmel verspricht

Roman

Aus dem Amerikanischen von Cornelia Haenchen

Weltbild

Die Autorin

LaVyrle Spencer begann ihre Karriere als Schriftstellerin im Jahr 1978. Seither hat sie sich mit ihren Büchern über moderne Frauen, die mit Schwung und Humor das Leben und die Liebe meistern, einen festen Platz auf den Bestsellerlisten erobert. LaVyrle Spencer lebt mit ihrem Mann in Minnesota, USA.

Die amerikanische Originalausgabe erschien 1997 unter dem Titel *Then Came Heaven* bei G.P. Putnam's Sons, New York.

Besuchen Sie uns im Internet:

www.weltbild.de

Copyright der Originalausgabe © 1997 by LaVyrle Spencer

Genehmigte Lizenzausgabe © 2014 by Verlagsgruppe Weltbild GmbH, Steinerne Furt, 86167 Augsburg

Übersetzung: Cornelia Haenchen

Die Rechte an der Nutzung der deutschen Übersetzung von Cornelia Haenchen liegen beim Blanvalet Verlag, München, in der Verlagsgruppe Random House GmbH

Covergestaltung: Atelier Seidel - Verlagsgrafik, Teising

Titelmotiv: © Thinkstockphoto

E-Book-Produktion: Datagroup int. SRL, Timisoara

ISBN 978-3-95569-261-2

In liebevoller Erinnerung
an meine Mutter und meinen Vater,
Jennie und Louie Kulick

VORWORT DER AUTORIN

Ich hörte einmal ein Lied, in dem es hieß, dass man in der Jugend die Heimat flieht und sie im Alter wieder sucht. Browerville, der Schauplatz dieses Romans, ist mein Heimatort. Ich verließ ihn im Alter von neun Jahren, und jetzt, in meinen Vierzigern, bin ich wieder zurückgekehrt. Ich habe mir ganz in der Nähe ein Blockhaus gebaut und fahre hin und wieder nach Browerville, um an meinem Geburtshaus vorbeizuschlendern, einen Blick in die Kirche und meine alte Schule zu werfen und auf dem Markt polnische Würste zu kaufen.

Hier, in diesem Städtchen, bin ich aufgewachsen, und ich hätte mir keine schönere Kindheit, keinen besseren Start ins Leben wünschen können. Meine Eltern und Geschwister liebten mich, und ich liebte sie. Ich brauchte niemanden zu fürchten, denn jeder kannte jeden in der kleinen Ortschaft, wo Kirche und Pfarrschule die traditionelle Grundlage für ein starkes Gefühl der Geborgenheit schufen.

So ist es nicht verwunderlich, dass ich meinen ersten Roman in Browerville spielen ließ. Und so dürfte es auch nicht verwundern, dass ich jetzt, da ich mein letztes Buch schreibe, wieder nach Browerville zurückkehre.

Die Handlung dieses Romans ist frei erfunden. Und dennoch habe ich in Erinnerung an Mama und Papa und all die Menschen aus der Welt meiner Kindheit die eine oder andere wirkliche Person eingeflochten. Viele sind inzwischen tot, andere leben noch dort. Keiner von ihnen hat genau die Worte gesprochen, die ich ihnen in den Mund legte, und keiner von ihnen hat eine Nonne namens Schwester Regina gekannt. Denn sie hat nicht wirklich existiert.

Aber es gab eine Schwester Dora. Und sie gibt es noch. Sie war in der ersten und zweiten Klasse meine Lehrerin, und ich habe sie in das Personal dieses Romans miteinbezogen, weil ich es ihr zu verdanken habe, dass ich mein Leben lang Spaß am Lernen hatte. Auch Schwester Marl, meine Lehrerin in der dritten und vierten Klasse, habe ich in bester Erinnerung. Sie lebt noch immer als Nonne und ist eine liebenswürdige alte Dame.

In Krystyna habe ich meiner Mama ein Denkmal gesetzt. Sie war es, die sich daheim als Friseurin ein Zubrot verdiente, die all unsere Kleider nähte und meine Schwester und mich wie »kleine Püppchen« in die Schule schickte. Mein Papa war nicht der Kirchendiener dieses Romans, aber wie dieser schreinerte er alle Möbel und Schränke für unser gelb getünchtes Backsteinhaus selbst, bastelte uns eine Puppenstube hinten in seiner kleinen Werkstatt. Unserer Mama baute er ein Bad ein, und sie war es, die die Badschränkchen rosa anstrich.

In unserem Haus waren die Türen nicht verschlossen, und auf dem Herd stand immer eine Kanne heißen Kaffees bereit. Nachbarn und Freunde klopfen nicht an. Sie kamen einfach herein und gossen sich eine Tasse ein.

An einem trübem Herbsttag im Jahre 1996 ging ich noch einmal in die Pfarrschule St.

Joseph's, um ein paar Einzelheiten für diesen Roman zu recherchieren. Es war später Vormittag, doch das Gebäude lag verwaist. Verwundert streifte ich durch die Gänge. Überall standen die Klassenzimmertüren weit offen, so wie sie auch in meiner Schulzeit offen gestanden hatten. Ich erfuhr schließlich, die Kinder seien nebenan in der Kirche. Es war der »Tag der Großeltern«. Ich ging hinüber, schlüpfte leise hinein, und da waren sie alle – sie führten gerade für ihre Omas und Opas ein kleines Singspiel auf. Wie wenig hatte sich doch seit damals verändert! Noch immer war Browerville ein Paradies für Kinder.

Das Nonnenkloster ist verschwunden, und mit ihm die wunderbaren Außenaltäre aus den Fünfzigerjahren. Doch die Grotten existieren noch, und auch mein gelbes Geburtshaus steht noch am selben Fleck. Zwar beherbergt es heute die Redaktion des Browerville Blade, aber die Badschränkchen sind noch immer rosa!

Es hat mir Spaß gemacht, auf den Spuren der Erinnerung in mein Heimatdorf zurückzukehren. Und so wird es vielleicht auch manchen meiner Leser ergehen, besonders denen, die in kleinen, katholisch geprägten Städtchen wie Browerville aufwuchsen.

Das vorliegende Buch ist mein letztes, denn ich werde mit dem Schreiben aufhören. Ich wünsche mir, dass es Ihnen, meinen treuen Lesern und Leserinnen, einen kleinen, lebendigen Eindruck von meiner Kindheit verschafft. Und vor allem möchte ich mich damit bei Ihnen bedanken für jedes meiner Bücher, das Sie gekauft und für jeden Brief, den Sie mir geschickt haben. Es waren wundervolle einundzwanzig Jahre!

L. S.
22. April 1997
Stillwater, Minnesota

Donnerstag, 7. September 1950

Cyril Case machte seine tägliche Tour von St. Cloud nach Cass Lake. Er thronte hoch oben auf dem Führerstand der Lokomotive Nr. 282, neben ihm sein Heizer, Merle Fuller, der lässig einen Arm aus dem Fenster hängen ließ. Das gestreifte Jeans-Käppi hatte er sich so weit in den Nacken geschoben, dass sein Schirm unternehmungslustig nach oben ragte. Es war ein schöner, sonniger Morgen mit strahlend blauem Himmel. Auf den Feldern entlang der Strecke holten die Farmer die restliche Ernte ein. Die meisten fuhren Traktoren, doch unten in Sauk Center hatten sie noch ein Pferdegespann bei der Arbeit gesehen. Ein paar Meilen weiter waren sie an einer Dorfschule vorbeigekommen, von deren Pausenhof ihnen die Kinder begeistert zuwinkten. Die Lehrerin, ein schlankes junges Ding in gelbem Kleid, die gerade Wiesenblumen pflückte, richtete sich auf. Eine Hand hielt sie sich zum Schutz vor der blendenden Sonne über die Augen, mit der anderen schwenkte sie grüßend einen großen Strauß Margeriten, als sie zu ihnen herüberschaute. An Tagen wie diesem konnte sich Cyril keinen schöneren Job vorstellen, als mit dem Zug gemütlich durch die Gegend zu fahren – grüne Wälder und goldene Felder, der Duft frisch gemähter Luzernen und das vertraute Stampfen der Dampfloks, die friedlich die Schienen entlangzog.

Cy und Merle hatten mal wieder eine ihrer üblichen politischen Kabbeleien.

»Klar, Mann«, brummte Merle, »natürlich hab ich Truman gewählt. Aber nicht, damit er unsere Jungs nach Korea schickt!«

»Was soll er denn machen, Mensch? Diese Kommunisten bombardieren jetzt schon Seoul! Das können wir denen doch nicht durchgehen lassen!«

»Mag sein. Aber du hast keinen neunzehnjährigen Sohn wie ich. Jetzt will Truman auch noch das Einberufungsalter um ein Jahr heruntersetzen. Verdammt noch mal, ich will nicht, dass Rodney eingezogen wird! Es gefällt mir ganz und gar nicht, wie sich diese Geschichte entwickelt.« Merle deutete nach vorn. »Da kommt ein Signal.«

»Hab ich schon gesehen«, nickte Cyril. »Mach dir keine unnötigen Sorgen, Merle. Noch bevor Rodney seinen Einberufungsbefehl kriegt, hat MacArthur da drüben aufgeräumt, verlass dich drauf.«

Als das weiße Signal, das in der Sonne blinkte, näher kam, zog Cyril an der Leine über seiner linken Schulter. Durchdringend heulte die Dampfpeife auf, zwei Mal lang, ein Mal kurz, ein Mal lang – das Warnsignal vor dem nächsten Bahnübergang.

Das Pfeifen verstummte, als das Signal vorbeiflog, und überließ die Männer wieder den sanfteren Fahrgeräuschen der Lok.

»Tja«, fuhr Cy fort, »dann schätz' ich, wird dein Junior ja wohl auch bei der Bahn anfangen, wenn er nicht ...« Er erstarrte mitten im Satz und schaute entsetzt nach vorn. »Verdammt, der will doch nicht ...!«

Links vor ihnen war ein Auto vom Highway 71 abgebogen und kam, eine gewaltige Staubwolke hinter sich her ziehend, mit hohem Tempo auf den Bahnübergang zugerast. Wollte der Kerl allen Ernstes noch vor dem Zug über die Gleise?

Einen Herzschlag lang starrten die Männer wie gebannt auf den heransausenden Wagen, dann brüllte Cy: »Ein Auto auf der Strecke! Los, hau die Notbremse rein!«

Merle machte einen Satz und zog wie wild die Bremse. Cy packte den Schalthebel und riss daran, als ginge es um sein Leben. Bei voller Fahrt presste er ihn auf die Position »Rückwärtsgang«. Erst blockierten die Räder, dann begannen sie langsam rückwärts zu mahlen. Hart bremste die Lok ab. Ein ohrenbetäubendes Kreischen pflanzte sich von der Maschine her durch den ganzen Zug fort. Dampf zischte, als hätte sich das Tor zur Hölle aufgetan. Der Gestank von heißem Öl und glühendem Eisen breitete sich aus wie das Parfüm des Leibhaftigen selbst. Donnernd wie eine Salve schwerer Artillerie krachten die Puffer der zwanzig Waggons einer nach dem anderen aufeinander. Die beiden altgedienten Eisenbahner mit ihren insgesamt dreiundfünfzig Jahren Berufserfahrung spürten den Kampf der beiden titanischen Kräfte mit jeder Faser ihres Körpers: Hunderte Tonnen Vortrieb gegen die Wucht der Vollbremsung. Das war der Albtraum jedes Eisenbahners.

»Nicht aufgeben, Merle, wir schaffen es!«

»Jesus, Maria und Josef!«, stöhnte Merle, während der Zug kreischend vorwärts schlitterte und das winzige Auto unausweichlich in sein Verderben raste.

Noch dreißig Meter: Jetzt war es nicht mehr abzuwenden.

Noch zwanzig Meter: Ihre Hände krampften sich fest.

Noch zehn Meter: Sie sahen die Person am Steuer.

O Gott, eine Frau!, flüsterte Cy. Vielleicht war es auch nur ein Gedanke oder ein Stoßgebet.

Und dann stießen sie zusammen.

Es krachte wie bei einer Explosion. Glas splitterte, und Metall knirschte, als sich der stählerne Schienenräumer in das graue Blechkleid des 49er Ford bohrte. Mit dem aufgespießten Auto vor der Lok donnerte der Zug weiter. Immer tiefer wurde der aufgerissene Wagen in das scharfkantige Gitterwerk des Schienenräumers getrieben. Verformte Blechteile schnitten über Hunderte Meter in das Holz der Schwellen und rissen die Erde auf. Sie brachen ab, ratterten scheppernd über das Schotterbett, bis sie der Luftdruck von den Gleisen fegte und sie taumelnd in die Wiese segelten. Über all dem lag wie eine Melodie aus der Hölle das gellende Kreischen von zusammengedrücktem Blech, das Funken sprühend über die Schienen geschleift wurde. Dazu der Staub! Noch nie hatten die Männer eine so dichte, braune Staubwolke gesehen. Sie hüllte sie ein, raubte den Atem, nahm die Sicht und verstärkte das Gefühl völliger Hilflosigkeit. Trotz der Vollbremsung schlitterte der schwere Zug weiter vorwärts. Der Geruch von brennendem Benzin stieg ihnen in die Nase. Es troff aus dem aufgerissenen Tank, flammte an den Funken speienden Schienen kurz auf, ehe es unter den hinwegratternden Waggons verpuffte.

Endlich! Der Zug wurde langsamer. Die beiden Eisenbahner hatten das Schlimmste hinter sich, aber sie standen unter Schock. Der eine hielt den Ganghebel noch immer mit eiserner Faust umklammert, auch wenn die Antriebsräder der Lok längst im Rückwärtsgang mahlten. Der andere hing weiter mit seinem ganzen Gewicht am Griff der Notbremse, obwohl die Räder der Waggonen schon seit einer Viertelmeile blockierten.

Doch die vielen Tonnen Stahl schoben den Zug weiter und weiter. Für die beiden Männer dehnten sich die Sekunden zu einer Ewigkeit. Mit aufgerissenen Augen lauschten sie, wie das schrille, metallische Kreischen langsam verebbte, und dann nach einem letzten Quietschen endlich verstummte.

Noch ein letztes Nachzittern des Zuges ...

Dann Stille.

Cy und Merle standen wie angewurzelt. Sie waren totenbleich, als sie sich schließlich wieder fassten und einen entsetzten Blick wechselten. Die Lok Nummer 282 hatte den Ford eine gute halbe Meile mitgeschleift und stand jetzt still, schnaufte wie ein fetter alter Wal, der aufgetaucht war, um Luft zu schnappen.

Draußen hörte man ein leises Klirren – vielleicht ein Stück Glas, das zu Boden fiel.

Merle fand als Erster die Sprache wieder. Seine Stimme klang brüchig und gepresst. »Diese Frau ... die lebt bestimmt nicht mehr!«

»Los, schauen wir nach!«, bellte Cy.

Sie kletterten vom Führerstand. Ohne die Leiter zu benutzen, rutschten sie hastig das Gelände herunter. Aus dem Dienstabteil, zwanzig Waggonen zurück, rannten bereits der Schaffner und ein Bremser nach vorn auf sie zu. Sie fuchtelten wie wild mit den Armen und brüllten: »Was ist denn los?« Ganz hinten fing ein zweiter Bremser damit an, den Zug zu sichern. Er zündete ein Signalfeuer, das dichte Schwaden roten Rauchs in das zarte Blau des Septemberhimmels spie. Der Gestank von Schwefel vermischte sich mit dem Duft der Luzernen.

Atemlos rannte Cy an der Lokomotive entlang. »Die Lok hat kaum was abgekriegt!«, schrie er. Der Rahmen war seitlich etwas verkratzt, und einige Halterungen waren verbogen. Doch als die Männer um den Schienenräumer herumkamen, blieben sie wie vom Schlag gerührt stehen.

Ein grauenhafter Anblick!

Das Auto hing im Schienenräumer, als wäre es in eine Schrottpresse geraten. Die Führungsstange der Aufhängung hatte sich wie ein Speer durch den Wagen gebohrt und ragte silbern schimmernd aus dem grauen Blechkleid. Scharfkantige Glassplitter blitzten im Fensterrahmen der Fahrertür.

Cy trat näher und spähte in das Wrack.

Sie hatte braune Haare. Sie war jung und hübsch. Oder besser: gewesen.

Sie trug ein nettes, blau geblümtes Schürzenkleid. Um sie herum zerbrochene Einmachgläser. Cy wagte nicht, den Rest anzuschauen, und langte ins Wageninnere. Ob sie noch am Leben war?

Nach einer knappen Minute zog er seine Hand wieder zurück. Er trat auf eine Schwelle

und drehte sich zu Merle um.

»Ich glaub, sie ist tot.«

»Bist du sicher?«

»Ich kann keinen Puls mehr fühlen.«

Merle wurde noch blasser. Stumm bewegte er die Lippen, doch er brachte keinen Laut hervor. Cy wurde sich bewusst, dass er jetzt die Verantwortung für die notwendigen Maßnahmen übernehmen musste.

»Wir brauchen eine Hebevorrichtung, um sie da rauszuholen«, wies er Merle an. »Du läufst zur Straße hinunter und hältst ein Auto an. Sag ihnen, sie sollen sofort nach Browerville fahren und Hilfe holen ...« Und schon stolperte Merle hastig davon. »Und sag ihnen, sie sollen den Sheriff in Long Prairie anrufen!«, rief er ihm hinterher.

In diesem Augenblick kamen schnaufend und schwitzend der Schaffner und der Bremser an.

»Ist er tot?«, fragte der eine.

»Sie. Es ist eine Frau.«

»O mein Gott.« Der Schaffner, ein Mann mit rot angelaufenem, verquollenem Gesicht, schaute kurz auf das Wrack, dann zu Cy. »Tot?«

»Glaub schon. Konnte keinen Puls mehr fühlen.«

Fassungslos starrten die Männer ihn an. Keiner von beiden rührte sich. Doch Cy hatte sich schon wieder unter Kontrolle. Er war der Lokführer. Es war sein Job, im Notfall das Kommando zu übernehmen.

»Bring das zweite Signalfeuer nach vorn«, wies er den Bremser an.

»Ja, natürlich.« Der Mann machte sich mit wehender roter Fahne in Richtung Norden davon, um entgegenkommende Züge, die die Unfallstelle passieren würden, rechtzeitig zu warnen. Nach einer Meile erst würde er das Feuer entzünden. Der zweite Bremser hatte das Ende des Zuges bereits auf die gleiche Weise gesichert.

Cy und der Schaffner blieben zurück. »Überall entlang der Strecke liegen kaputte Einmachgläser neben dem Gleis«, stammelte der Schaffner. »Was die bloß mit all den Gläsern wollte.«

Die Männer blickten zurück. Entlang der Gleise blinkten immer wieder Glasscherben im Sonnenlicht.

»Wahrscheinlich eine Farmersfrau mit 'nem Riesengarten«, erwiderte Cy.

Auf einmal war ihm, als begriffe er erst jetzt das ganze Ausmaß der Tragödie, so wie der Schmerz nach dem Schlag immer mit einer kleinen Verzögerung kommt. Er zitterte leicht, hatte auf einmal Mühe, Arme und Beine unter Kontrolle zu halten. Ein Anflug von Übelkeit machte sich in seinem Magen breit. Hilflös stand er da, am Kopf seines Zuges neben dieser toten Frau, die da in ihrem zermalmtten grauen Autowrack eingeklemmt saß.

»Das hintere Nummernschild ist ab. Ich schau mal, ob das vordere noch dran ist.« Der Schaffner stapfte los, kehrte aber kurz darauf enttäuscht zurück. »Ist auch ab. Soll ich die Gleise absuchen? Vielleicht find ich's ja noch.«

»Sie muss doch 'ne Handtasche haben«, antwortete Cy mit dumpfer Stimme. »Ich

glaub, ich hab sie gesehen, unter einem ihrer ...« Er schluckte.

»Soll ich nachschauen, Cy?«, fragte der Schaffner mitfühlend.

»Nein, nein ... nicht nötig. Ich mach das schon.«

Cy riss sich zusammen und ging wieder zu dem Autowrack. Eine Herde Rinder blickte teilnahmslos von einer nahen Weide über den Zaun zu ihm herüber. Träge mahlten ihre Kiefer. Der sanfte Morgenwind trieb ihm den Geruch frischen Dungs in die Nase, der, gemischt mit dem der gemähten Luzernen, durchaus angenehm war. In der Ferne ragte ein Silo in den Himmel. Ob die Frau dorthin hatte fahren wollen? Aus den Wipfeln des nahen Eichenwäldchens erhob sich ein Schwarm Stare und flog davon. Eine der Kühe muhte, und wie zur Antwort ließ die Lok zischend Dampf ab. Überall grünte und blühte Gottes herrliche Natur. Und mitten in dieser Idylle war Cy damit beschäftigt, die Handtasche der toten Frau aus dem Wageninnern hervorzuholen. Er wischte sie an seinem blau-weiß gestreiften Overall ab.

In dem Moment kam Merle von der Straße zurückgelaufen. »Hab einen Typ aus Eagle Bend angehalten«, stieß er atemlos hervor, »hat gesagt, dass er dem Sheriff Bescheid sagt, sobald er nach Browerville kommt. Ist das ihre Handtasche?«

Alle schauten auf das schmale, keilförmige weiße Plastiktäschchen in Cys riesigen Händen. Der Metallbügel war bei dem Unfall abgebrochen, und auch der Schnappverschluss funktionierte nicht mehr.

Vorsichtig öffnete Cy die Tasche, holte die wenigen Habseligkeiten hervor und steckte sie ebenso vorsichtig wieder zurück: ein sauberes weißes Taschentuch, ein Rosenkranz mit blauen Glasperlen, eine Packung Sen-Sen. Und ein kleines, schwarzes Gebetbuch. Behutsam blätterte er es durch. Ein Briefumschlag steckte zwischen den Seiten, auf dessen Rückseite ein Rezept für »Breslauer Gurken« gekritzelt war. Oben rechts das Wort Mutter in der gleichen Schrift. Auf der Vorderseite mit der abgestempelten Dreicentmarke stand ein Name, darunter als Adresse lediglich: Browerville, Minn. Der gleiche Name stand auf der Innenseite des Buchdeckels und auf der Sozialversicherungskarte, die sie in einem kleinen Notizbuch fanden. Darin steckten auch die Fotos von zwei kleinen Schulfrauen, ein Eindollarschein sowie achtzehn Cents Kleingeld.

Ihr Name war Krystyna Olczak.

Alle in Browerville kannten Eddie Olczak. Und alle in Browerville mochten ihn. Er war das achte oder auch neunte Kind von Hedwig und Casimir Olczak, polnischen Einwanderern aus dem Osten des Ortes. Das achte oder auch neunte Kind deshalb, weil Hedy und Casimir vierzehn hatten, und weil man bei einer so kinderreichen Familie die Reihenfolge schon einmal durcheinanderbringen konnte. Eddie wohnte im ältesten Haus des Dorfes, gleich hinter der Main Street, auf der Westseite der engen Gasse hinter der Lee State Bank und dem Quality Inn Café. Nach der Hochzeit mit der hübschen Krystyna Pribil, deren Eltern gleich jenseits des Clarissa Highways im Norden der Ortschaft eine kleine Farm bewirtschafteten, hatte er das gemeinsame Domizil liebevoll restauriert. Richard und Mary Pribil hatten sieben Sprösslinge, doch Krystyna war in ganz Browerville bekannt, denn im Sommer, bevor sie Eddie heiratete, war sie zur traditionellen Milchprinzessin des

Todd County gekürt worden.

Die Kinder von Browerville kannten Eddie, weil er der Kirchendiener der katholischen St.-Josephs-Kirche und der Hausmeister der Pfarrschule war, und das schon seit zwölf Jahren. So sah man diesen groß gewachsenen Mann ständig auf dem Pfarrhof beschäftigt, mal, wie er den Staubmopp ausschüttelte, mal, wie er die vollen Milchkannen schleppte. Und dann hörte man ihn morgens, mittags und abends im ganzen Ort – wenn er nämlich die Kirchenglocken läutete. Eddie Olczak hatte jede Menge Nichten und Neffen, und gelegentlich bat er einen von ihnen, am Samstag das Mittagsläuten oder Sonntag um sechs Uhr das Angelusläuten für ihn zu übernehmen, damit er sich auch einmal ein Stündchen ausruhen konnte. Denn Eddie Olczak kannte kein Wochenende, er war sieben Tage im Dienst. Jeden Morgen wurde die Messe gelesen, und dann musste Eddie läuten, ja, oft selbst die Andacht halten. Zum Glück wohnte er nur einen Katzensprung von der Kirche entfernt.

Die Glocken von St. Joseph's regelten so ziemlich das gesamte Leben in Browerville, denn fast alle Einwohner waren katholisch. Fremde, die auf der Durchreise waren, wunderten sich immer wieder, dass sich ein so kleines Nest mit nur 800 Seelen gleich zwei katholische Kirchen leistete.

Die zweite Kirche war St. Peter's im Süden des Ortes. St. Joe's, die polnische Kirche von Browerville, war die ältere. St. Peter's hatten ein paar aufmüpfige Deutsche gegründet, die sich seinerzeit über die Kirchenfinanzen aufgeregt hatten und sich vor allem mit der Liturgie nach polnischem Ritus nicht anfreunden konnten. So zogen sie schließlich unter Protest aus St. Joseph's weg, bis ans andere Ende des Dorfes, als wollten sie sagen: Zur Hölle mit euch Polen, dann bauen wir eben unsere eigene Kirche!

Und das taten sie denn auch.

St. Peter's war ein unscheinbares, schmuckloses Gotteshaus. Ganz anders St. Joseph's, ein majestätischer neobarocker Bau, mit Türmchen und korinthischen Säulen verziert, und ganzen fünf üppig geschmückten Altären. Seine eindrucksvollen Heiligenfiguren und die Grotte hatten sich zu Touristenattraktionen entwickelt, ebenso die traditionelle Orgel, deren voller Klang in der Weihnachtsmette die Dachsparren erzittern ließ. Und all diese Pracht überragte der imposante Kirchturm und beherrschte weithin sichtbar die Main Street. Seine Kuppel barg drei Glocken, deren Läuten das gesamte Leben der Gemeinde bestimmte.

Und Eddie's Leben war am meisten von diesen Glocken beherrscht.

Jeden Tag um halb acht ließ er sie zum Ersten Läuten erklingen: sechs gleichmäßige Schläge, die die Gläubigen daran erinnerten, dass in einer halben Stunde die Morgenmesse begann. Um acht läutete er dann alle drei Glocken gleichzeitig zum Gottesdienst. Punkt zwölf Uhr mittags schlug er die Glocke wieder, zwölf Mal, jedoch nur mit einer Glocke, um alle im Dorf aufzufordern, sich zu erheben und das Angelusgebet zu sprechen. In den Sommerferien wusste beim Angelusläuten jedes Kind im Ort, dass es jetzt noch genau fünf Minuten Zeit hatte, wenn es Ärger vermeiden und rechtzeitig zum Mittagessen daheim sein wollte. Und am Ende eines jeden Werktages rannte Eddie,

obwohl er immer schon um halb sechs nach Hause kam, noch einmal schnell zur Kirche zurück, um Punkt sechs Uhr zum Abend-Angelus zu läuten. Erst dann setzte man sich in der Gemeinde zu Tisch, um zu essen. Sonntagmorgens läutete Eddie zwei Mal, zur Messe und zum Hochamt, abends dann außerdem noch zur Vesper. Und am Samstagnachmittag, wenn die Glocken zum Rosenkranz und zum Benedictus rufen mussten, war er wieder zur Stelle.

Zu besonderen Anlässen hatte er zusätzlich zu läuten, zum Beispiel in der Fastenzeit, wenn man den Kreuzweg betete, und natürlich bei Todesfällen die Totenglocke. Es war Tradition bei den polnischen Katholiken, wenn einer von ihnen gestorben war, die Totenglocke so oft anzuschlagen, wie der Verstorbene an Lebensjahren erreicht hatte.

Der feste Zeitrahmen und das strenge Reglement des Glockendienstes – manchmal forderte der Ritus zum Beispiel, dass zwischen jedem Glockenschlag eine Minute zu verstreichen hatte –, hatten Eddie nicht nur Zuverlässigkeit, sondern auch Geduld gelehrt.

Im Umgang mit den Schulkindern hatte er eine ganz besondere Geduld, geradezu eine Art Schicksalsergebenheit, entwickelt. Sie verschütteten Milch im Speisesaal, warfen in den Klassenzimmern mit den Schwämmen herum, leckten im Winter die Eisblumen von den Fensterscheiben, schleppten im Frühling mit ihren Schuhen den Dreck herein, klebten die verbotenen Kaugummis unter die Schulbänke und ihre Popel unter die Klappstühle. Und nach den Sommerferien, wenn er Jahr für Jahr in mühevoller Arbeit die Böden frisch gewachst und gebohrt hatte, scharften die quirligen Rabauken mit ihren Füßen, bis in Windeseile wieder alles zerkratzt war.

Aber Eddie konnte ihnen nicht böse sein. Er liebte die Kinder. Seine beiden eigenen waren dieses Jahr bei Schwester Regina – Anne in der vierten und Lucy in der dritten Klasse. Heute Morgen noch hatte er sie auf dem Schulhof hinter dem Kloster mit den anderen Fangen spielen sehen, Schwester Regina unter ihnen. Ihre schwarze Nonnentracht bauschte sich in der frischen Herbstbrise.

Jetzt waren die Kinder wieder im Unterricht, und das fröhliche Geschnatter, das die Gänge erfüllt hatte, war verstummt. Eddie arbeitete im Pfarrgarten. Es war viel zu erledigen, bevor der Winter kam. Von der anderen Seite der Stadt drang das Brummen der Mühle zu ihm herüber. Um diese Jahreszeit lief sie den ganzen Tag durch, um all das Getreide zu mahlen, das die Farmer von ihren Feldern herbeikarrten. Eddie mochte den Geruch von Staub und Hafer, er erinnerte ihn an den Kornspeicher seiner Kindheit.

Im Dorf herrschte reges Treiben. Von Wenzels Schreinerei gleich um die Ecke hörte er das Surren der elektrischen Säge. Hin und wieder rumpelten die wuchtigen silberfarbenen Lastwagen der Milchfabrik mit neuer Ladung vorbei, hupten kurz vor dem Werktor, wenn sie hineinwollten. Manchmal trug der Wind auch das metallische Hämmern aus den zwei Schmieden zu ihm herüber – Sam Berczyks an der Main Street und Frank Plotniks gleich gegenüber von Eddies Haus.

Man mochte über Browerville die Nase rümpfen, weil es ein kleines, rückständiges Provinznest war, dessen Bewohner ländliche Sitten und Gebräuche pflegten, die andernorts längst als überholt galten. Aber Eddie kannte hier Hinz und Kunz. Er konnte

jedes Geräusch identifizieren und sagen, woher es kam. Mit zufriedennem Lächeln legte er Werkzeug in die Schubkarre und schob sie zum Fischteich in Pater Kuzdeks Vorgarten hinüber. Er musste das Betonbecken säubern, das während des Sommers einen dichten Algenbelag angesetzt hatte. Der Garten, der sich nach Süden hin an die Kirche anschloss, war riesig, eigentlich ein Park. In seiner Mitte lag das Pfarrhaus. Weiter unten an der Straße stand, in einer Steingrotte geborgen, die Statue der Heiligen Jungfrau Maria, zu deren Füßen duftende Rosen blühten. Den langen Weg, der von hier aus zu Pater Kuzdeks Haus führte, säumten mächtige, Schatten spendende Bäume, zwischen ihnen bunte Blumenbeete und kleine Steingärten. Das ganze Gelände umgab ein massiver Zaun aus schwarzen Eisenstangen, die von gemauerten Pfeilern gehalten wurden, stark genug, um bis zum Jüngsten Tag zu überdauern. Der Zaun um den verwunschenen Pfarrgarten sah zwar wunderschön aus, hatte für Eddie aber den Nachteil, dass er den Rasen entlang der ganzen Grundstücksgrenze mit der Hand mähen musste. Zum Glück halfen ihm dabei manchmal die Mitglieder der Knights of Columbus. Letzten Samstag erst waren zwei von ihnen als brave Helfer herübergekommen und ihm fleißig zur Hand gegangen.

Eddie kniete gerade am Boden des Beckens, als er überrascht bemerkte, wie einer der beiden, Conrad Kaluza, auf dem Gartenweg heraneilte. Conrad hatte pechschwarzes Haar, und sein schwarzer Bart schimmerte auch frisch rasiert noch durch. Er besaß ein kleines Musikgeschäft an der Main Street. Wie immer war seine Hose tadellos und sein Hemd blütenweiß. Eddie setzte sich auf die Fersen, zog die Gummihandschuhe aus und schaute ihn an.

»Hey, Con, was machst du denn hier um diese Tageszeit? Du willst mir doch nicht etwa helfen, den Fischteich zu säubern?«

Con kam über den Rasen zu ihm herüber. Sein Gesicht war noch weißer als sonst.

»Mensch, Con, wie siehst du denn aus? Ist dir nicht gut? Was ...«

Con kniete neben dem Teich nieder. Seine Kinnmuskeln arbeiteten, und die Koteletten waren schwarz wie noch nie auf seiner schneeweißen Haut.

»Was ist los, Con?«

»Eddie, ich hab ... schlechte Nachrichten für dich. Ein ...« Con brach ab und räusperte sich. »Ein Unfall ist passiert.«

Eddie streckte den Rücken und schaute nach Süden zu seinem Haus hinüber. Er richtete sich auf. »Krystyna ...«

»Ja ...«, stieß Con hervor.

»Es geht ihr doch gut, Con?«

Con räusperte sich wieder und holte tief Luft.

»Es ... es tut mir leid, Eddie, aber ...«

»Was ... was ...«

»Der Zug hat den Wagen auf dem Bahnübergang erfasst, draußen bei ihren Leuten.«

»Jesus, Maria.« Eddie sagte es auf Polnisch – Yezhusch. Marr... ah – und bekreuzigte sich. Es kostete ihn Überwindung zu fragen: »Und ... wie geht's ihr?«

Als Con keine Antwort gab, erfasste Eddie Panik. »Sie lebt doch, oder?«, schrie er auf

und packte Con am Ärmel. »Sie ist doch nicht tot?! Sie ist nur verletzt, stimmt's?!«

Con bewegte tonlos die Lippen. Die Ränder seiner Augenlider hatten sich gerötet. Als es ihm gelang zu sprechen, klangen seine Worte spröde und gepresst.

»In meinem ganzen Leben habe ich noch niemandem eine so schreckliche Nachricht überbringen müssen.«

»O Gott, Con, nein!«

»Sie ist tot, Eddie. Friede ihrer Seele.«

Eddies Finger krallten sich in Cons Arm. »Nein ...« Seine Züge verzerrten sich, und er begann beinahe unmerklich, den Oberkörper vor- und zurückzuwiegen. »Das kann nicht sein. Sie ... sie ist doch ...« Eddie sah nach Norden, in die Richtung, in der die Farm seiner Schwiegereltern lag. »Sie ist doch draußen bei ihrer Mama im Garten ... Gurken ernten. Sie sagte ... sie und ihre Mama ... o nein, Con, nein, Jesus! ... Nicht Krystyna!«

Eddie begann zu weinen, und Con stützte ihn, als er taumelte. Drüben bei Wenzel surrte die Säge wieder los, und als sie kurz darauf erneut verstummte, war alles still. Nur Eddies Schluchzen war zu hören.

Con schwieg einen Moment. »Komm, Eddie«, drängte er dann, »lass uns zu Pater Kuzdek gehen und ihm alles erzählen. Er wird mit uns für sie beten ...«

Willenlos ließ sich Eddie auf die Beine helfen. Doch dann drehte er sich plötzlich um, als wollte er zur Schule hinter der Kirche. »Die Mädchen ...«

»Lass, Eddie. Das hat Zeit. Lass uns als Erstes zu Pater Kuzdek gehen, ja?«

Der polnische Pater öffnete ihnen persönlich. Er war ein bulliger Mann mit Glatze. Nacken und Schultern waren stark wie die eines Zugpferdes. Er durfte etwa Anfang vierzig sein und trug eine runde Brille wie Präsident Truman, deren Drahtbügel sich in die Schläfen seines runden, rosigen Gesichts drückten. Er trat unter das verglaste Vordach und schaute sie verwundert an.

»Con, Eddie ... was ist los?«

»Ein Unfall ist geschehen, Pater«, sagte Con.

»Kommt rein.«

Während sie hineingingen, erzählte Con in knappen Worten, was passiert war. »Krystyna ... sie ... ihr Wagen ... er wurde vom Zug erfasst.«

Pater Kuzdek blieb wie vom Schlag gerührt stehen. Eddie arbeitete seit nunmehr zwölf Jahren für die Pfarrei. Der Pater empfand mehr für ihn als für andere Gemeindemitglieder. »Kyrie eleison«, flüsterte er auf Lateinisch. Herr, erbarme dich. »Ist sie tot?«

Con konnte nur stumm nicken.

Pater Kuzdek stöhnte leise. Er schaute nach oben, als erflehte er göttlichen Beistand. »Erue, Domine, animam ejus«, rette ihre Seele, Herr, betete er mit gedämpfter Stimme, dann legte er seinen kräftigen Arm um Eddies Schultern.

»Ach, Eddie, Eddie ... was für eine Tragödie! Grauenhaft. Sie war noch so jung, deine Krystyna, und was für eine Seele von Mensch!«

Es dauerte einen Augenblick, bis beide Männer ihre Gefühle wieder unter Kontrolle hatten. Dann segnete Pater Kuzdek Eddie mit dem Zeichen des Kreuzes und murmelte

ein lateinisches Gebet dazu. Er legte seine riesigen Hände auf Eddies Kopf und schloss sein Gebet auf Englisch: »Der Herr segne dich in dieser Stunde der Prüfung. Er möge dich leiten und dir beistehen in den schweren Tagen, die vor dir liegen.« Wieder segnete er Eddie, dann ließ er die Hände auf seine Schultern sinken. »Denk daran, mein Sohn – es ist nicht an uns zu fragen, wann und warum der Herr unsere Lieben zu sich holt. Gottes Ratschluss ist unerforschlich, Eddie.«

Eddie schaute zu Boden. Tränen liefen ihm über die Wangen.

Der Pater ließ die Hände sinken und wandte sich an Con: »Wann ist es passiert?«

»Vor einer knappen Stunde.«

»Wo?«

»An der Kreuzung Country Road 89 und Highway 71, im Norden des Ortes.«

»Ich hol meine Sachen.«

Pater Kuzdek war im Nu zurück. Er trug sein schwarzes Birett und das Lederköfferchen mit den heiligen Ölen. Con und Eddie folgten ihm zu der kleinen Garage zwischen dem Pfarrhaus und der Kirche. Con nahm im Fond des schwarzen Buick Platz, Eddie auf dem Beifahrersitz.

Reverend Anastasius T. Kuzdek fuhr seinen Wagen mit der gleichen Ehrfurcht gebietenden Geste, mit der er seiner Gemeinde von der Kanzel die Leviten las. Browerville hatte zwar einen Bürgermeister, doch das eigentliche Oberhaupt des Ortes war der Priester. Denn diese ganze Gegend war vom polnischen Katholizismus geprägt, und das Herz der alten katholischen Welt schlug in Browerville. Pater Kuzdek war eine absolute Autorität. So erzählte man sich zum Beispiel, dass sich einmal zwei betrunkene Schwager in die Haare geraten waren und einander umzubringen drohten. Weder die Familie noch der eilends herbeigerufene Dorfpolizist waren in der Lage, die Kampfhähne zu trennen. Da erschien Pater Kuzdek auf der Bildfläche. Wortlos packte er die beiden Heißsporne mit seinen gewaltigen Pranken am Kragen, schlug ihre Köpfe wie zwei Gummibälle kurz gegeneinander, und schon war der Streit geschlichtet. Wenn er in der Sonntagspredigt verkündete: »Das Kloster braucht Holz!«, stapelte sich über Nacht auf wundersame Weise, schön trocken und sorgfältig zugeschnitten, reichlich Brennholz im Klosterhof, geheimnisvoll wie weiland die Erscheinung der Heiligen Jungfrau in Fatima. Wenn er anordnete, dass am Tag des heiligen Anastasius, seines Namenspatrons, die Schule geschlossen bleiben sollte, blieb die Schule geschlossen, und niemand wagte es, darüber zu meckern, nicht einmal der Erzbischof. Einmal verfügten ein paar hohe Tiere in St. Paul, dass um Browerville eine Umgehungsstraße gebaut werden sollte, die den Highway 71 um das Städtchen herumführen sollte. Dies hätte bedeutet, dass all die Touristen ausgeblieben wären, die alljährlich St. Joseph's besichtigten, ihre Spende in den Opferstock warfen und anschließend in der Ortsmitte ihr Geld ausgaben. Pater Kuzdek machte eine Eingabe gegen das Projekt beim Minnesota State Highway Department, der umgehend stattgegeben wurde. Und so führt der Highway 71 weiterhin mitten durch Browerville (wo er dann Main Street heißt) geradewegs auf die Stufen von St. Joseph's zu.

Und in diesen Highway bog der Pater jetzt links ein. Sie fuhren auf die Unglücksstelle zu. »Lasset uns beten«, sagte er.

Die rötliche Rauchwolke des Signalfeuers sahen sie schon, lange bevor sie den Zug erkennen konnten. Je näher sie kamen, desto mehr verzog sich die Wolke gen Osten und hinterließ nichts als ihren beißenden Schwefelgestank. Der Zug, einer der regionalen Güterzüge mit nur zwanzig Waggons, hatte Eisenwaren geladen, Getreide, Maschinen, Briefe und Pakete. Sie fuhren am Dienstabteil vorbei bis zur Lokomotive. Die war bereits von etlichen Autos umlagert – von Wachtmeister Cecil Monnies Chevrolet, einem von Leo Reamers Lastwagen, dem Polizeiauto sowie dem Leichenwagen von Iten&Heids. Browerville hatte kein eigenes Krankenhaus, und so benutzte Ed Iten bei Bedarf seinen Leichenwagen als Ambulanz.

Der Pater verlangsamte das Tempo. »Hat der Zug sie die ganze Strecke mitgeschleift?«, stieß Eddie tonlos hervor. Dann sah er sein Auto, das die Lokomotive zermalmt und in Stücke zerlegt hatte. Neben dem Zug hatte man jemanden aufgebahrt.

Eddie stieg aus dem Buick und stolperte durch hüfthohes Gras und durch einen Wassergraben auf die Bahre zu, dicht gefolgt von Pater Kuzdek und Con. Die Lokomotive dampfte noch immer. Merle hatte darauf geachtet, dass der Kesseldruck gleich blieb, und dann und wann eine Schaufel Kohle nachgefüllt. Die Lok zischte leise. Jenseits der Gleise glotzte eine Herde Rinder über den Zaun. Der Schaffner, der auf seinem Klemmbrett von Merle und Cy die näheren Unfalldaten für die Eisenbahngesellschaft notierte, hielt in seiner Arbeit inne, und seine Augen folgten den dreien mit ehrfürchtigem Ausdruck.

Von diesem Tag an würde Eddie Olczak keine Hölle mehr fürchten, denn in dem Moment, als er am Leichnam seiner Frau niederkniete, durchlitt er so entsetzliche Qualen, dass ihn weder in diesem Leben noch im nächsten irgendetwas mehr würde schrecken können.

»O Krystyna ... Krystyna, warum nur ...«

Er begann, zu schluchzen und zu weinen, so verzweifelt, wie wohl die Seelen im Fegefeuer weinten, um von ihrer Pein erlöst zu werden. Mit schmerzverzerrtem Gesicht, von Weinkrämpfen geschüttelt, wandte er sich an die Umstehenden: »Warum? Warum?«, fragte er immer wieder. Doch die konnten ihm nur die Hand auf die Schulter legen. »W... wie soll ich nur ... wie soll ich das nur ... meinen beiden Kleinen ...? Wie können sie ... ohne sie ... Was können wir alle ... ohne sie ...?«

Sie wussten nicht, was sie antworten sollten, konnten ihm nur stumm beistehen in seiner Erschütterung. Was war der Mensch im Angesicht seiner Sterblichkeit?

Eddie schaute seiner geliebten Frau ins Gesicht. Hilflös ergriff er den blutverschmierten Kragen ihres Schürzenkleides und streichelte ihn zärtlich. »Das ... das hat sie selbst genäht ...« Wieder schaute er zu den Umstehenden hoch. »W... wusstet ihr das? S... sie hat dies Kleid hier ... selbst genäht!« Sein Blick wanderte wieder zu Krystyna zurück. Pater Kuzdek küsste den Saum seiner Stola, kniete dann nieder, um zu beten.

»In nomine Patris ...«

Eddie lauschte dem Murmeln des Priesters, der Krystyna die Letzte Ölung erteilte. Es

war die gleiche Stimme, die ihre Hochzeitsmesse gelesen, die ihre Kinder bei der Taufe gesegnet hatte. Mit dumpfem Blick beobachtete er Pater Kuzdeks riesigen Daumen, der die Stirn seiner Frau salbte und dann das Kreuz über ihrer zerschundenen Haut machte.

Kurz darauf kamen Krystynas Eltern und ihre Schwester Irene. Schluchzend umarmten sie Eddie, hielten sich schwankend aneinander fest, fielen schließlich gemeinsam auf die Knie. Eddie stammelte immer wieder die gleichen Worte: »S... sie war unterwegs zu euch ... wollte mit euch im Garten Gurken ernten ... das wollte sie machen, Mary. Sie ... könnte jetzt ... bei euch sein ... in ... in eurem Garten ...« Und sie schauten durch ihre Tränen zu den zerbrochenen Einmachgläsern am Bahndamm hinüber, die in der Mittagssonne blitzten. Und sie dachten daran, wie Krystyna diese Gläser vor ein paar Stunden in den Wagen geladen hatte, und stellten sich vor, sie würde heute Abend heimkommen, mit all diesen Gläsern, randvoll mit köstlichen sauren Gurken.

Als sie sich ein wenig ausgeweint hatten, segnete Pater Kuzdek Mary, Richard und Irene. Dann trug man die Bahre durch den Graben zum Leichenwagen hinüber. Die Trauernden folgten ihr stumm. Als sich die Wagenklappe schloss, fragte Mary ihren Schwiegersohn leise: »Hast du es schon Anne und Lucy gesagt?«

»Noch nicht.« Bei dem Gedanken kamen Eddie wieder die Tränen, und Krystynas Vater schloss seinen Schwiegersohn in die Arme.

»Möchtest du, dass wir dabei sind, wenn du ... wenn du es ihnen sagst?«, fragte Mary, nachdem Richard noch immer keiner Worte fähig war.

»Ich ... ich weiß nicht.«

»Wir kommen mit, Eddie«, schaltete sich Irene ein. »Wenn du willst, kommen wir mit.«

»Ich weiß nicht«, wiederholte er mit einem leisen Stöhnen. Hilflos schaute er zu den Rindern auf der Weide hinüber, als hoffte er, sie würden ihm eine Antwort geben. »Ich glaube ...« Sein Blick wanderte wieder zu Krystynas Familie. »Ich glaube ... ich ... ich muss das allein hinter mich bringen. Aber wenn ihr mit mir bis zur Schule mitkäm, ja? Ich meine, ich weiß nicht, was ... was hinterher ... was ...« Er hielt inne. Noch nie hatte er einen nahen Angehörigen verloren. Er kannte sich nicht aus mit Tod und Trauer. Einen Augenblick lang wusste er gar nichts mehr, als weigerte sich sein Verstand weiterzudenken.

Pater Kuzdek trat näher. »Komm, Eddie. Wir beide sagen es den Mädchen, du und ich. Und dann bringen du und Mary, Richard und Irene sie zusammen nach Hause.«

»Ja.« Eddie war erleichtert, dass ihm jemand sagte, was als Nächstes zu tun sei. »Ja. Danke, Pater.«

Die kleine Gruppe verteilte sich auf die Autos. Eine neue Last drückte auf ihre Schultern. So schrecklich die letzte Stunde gewesen war – die, die vor ihnen lag, würde schlimmer sein.